

Aktenstück N. 3. 305

Skizze von Erna Preiß

„Fort — awah. Das ist peinlich.“ Mr. Archibald Douglas hätte gern „goddam“ gesagt. Doch daran hinderte ihn seine gute englische Erziehung. Er stand auf der Landungsbrücke des Hafens von Haifa und sah dem blickend-weißen „Kormoran“ nach, der begleitet von kleinen, lauen Wellen, in das offene Mitteländische Meer steuerte. Die Sonne brannte qualvoll heiß. Es war Mittag. Mr. Douglas, trotz weißem Tropenhelm und Anzug, fand es unerträglich. Ging ins Hotel zurück, trank an der Bar zwei eisgekühlte Cocktails, machte bitterböse ein paar Satzmandeln, suchte sein Zimmer auf, warf sich der Länge lang über eine Kokosmatte, grübelte, schlummerte schließlich ein. Als er erwachte, war es Nachmittag. Mr. Archibald Douglas strich sich das Haar aus der Stirn. Er war allein. Niemand beobachtete ihn. Jetzt sagte er: „Goddam“. Und nochmals, herzhaft: „Goddam“.

Dennoch — das Klagen hatte keinen Zweck. Er setzte sich an den Schreibtisch, entwarf ein Telegramm. Ueberlegte genau den Text. Das ihn, bevor er die Worte in chiffrierte Schrift übertrug, sorgfältig durch. Er lautete: „Gruppe M. Zuborgekommen stop Bevollmächtigter heute abgereist stop mit Vertrag stop war unmöglich Bedingungen zu erfahren stop erwarte Dispositionen. Doug.“

Es saß der Herr des größten englischen Erdöl-Konzerns, Sir Henry Deterding, in seinem Londoner Büro und las mit leichtem Winkeln der schmal-zusammengeknickten Augen jenes Telegramm, das ihm dechiffriert vorgelegt worden war. Während stand er auf, starr, gerade, ungebeugt, vom Alter, dicht das weiße Haar, rief durch ein Lichtsignal den Generaldirektor zu sich. Als dieser eintrat, hatte Sir Henry seine Haltung schon wiedergefunden. Machte hinter dem Schreibtisch noch immer den Eindruck von unerschütterlicher Monumentalität.

„Doug hat Dummheiten gemacht. Die „Royal Dutch“ hat uns Palästina vor der Nase weggeschmuppelt. Gyp, der Generaldirektor, schüttelte den Kopf. „Ist mir unverständlich. Wie war das möglich? Doug besaß alle Vollmachten. Sein Pfund-Konto zur Bestechung der Scheiks war unbegrenzt. Außerdem hatte er hundert Kisten schottischen Whisky mit. Genug, um sämtliche Araber betrunken zu machen.“

Sir Henry hatte sich lauern vorgebeugt. Sah Gyp ins Gesicht. Lachte böse. „Sie sind ein Esel, Gyp. Einmal waren Sie ganz brauchbar. Das ist schon eine Weile her. Whisky und englische Pfunde gemühen nicht. Heute nicht mehr.“ — „Die Scheiks haben beides bisher sehr gern genommen.“ — „Weshalb auch nicht. Unser Whisky ist gut. Besser als das Pfund. Er bleibt sich immer gleich. Als ich jung war, Gyp, trank ich ihn gern. Dann

merkte ich, daß es besser ist, selbst nüchtern zu bleiben, und die anderen trunken zu machen.“ Der Del-Magnat lachte wieder, das kleine böse Lachen. Lehnte sich zurück, steinern. Schwieg. Sagte dann leise: „Gyp, ich weiß es bereits, wie es den Amerikanern gelungen ist, die Oel-Zertifikate für Palästina zu erwerben. Doug weiß es noch nicht. Trotzdem der Bevollmächtigte der „Royal Dutch“ sein Zimmernachbar im Hotel von Haifa war.“

Generaldirektor Gyp atmete schwer vor Neugierde. „Was haben die Yankee gemacht?“ Sir Henry lächelte entspannt. „Lieber Gyp, nichts Besonderes. Wir hätten dasselbe tun können. Sie haben den Scheiks W a f f e n versprochen.“ Gyp starrte bestürzt drein. Sir Henry Deterding sah geraden Blicks zum Fenster hinaus. Dann: „Waffen und Munition sind das Kostbarste, was es heute für die Menschheit gibt.“

Weiter, nüchtern, ohne Erregung: „Wir müssen den Vertrag der Yankee haben. Vielleicht, daß es uns dann noch gelingt, sie aus dem Feld zu schlagen.“ Mit gelangweilter Miene: „Was sind schon Verträge? Regen Papier. Liefern wir b e s s e r e Waffen, kriegen wir d o c h die Oel-Quellen.“ — „Natürlich“, Gyp war begeistert — noch immer wachte er keinen, der den Alten an Schlaubitz übertraf — „Doug muß sofort den Amerikanern nachfahren. Das wenigstens wird er ja in Erfahrung bringen können, wohin sie zunächst mit dem Vertrag gereist sind.“ — Sir Henry, kurz: „Auch das weiß ich bereits. Sie werden in drei Tagen eintreffen, Paris, Ris.“ — „Wunderful“, Generaldirektor Gyp konnte mitunter begeistert sein wie ein kleiner Junge, „in Paris haben wir die Rogane. Mit ihrer Hilfe wird es Doug gelingen, in den Vertrag Einsicht zu nehmen.“

Sir Henry nickte. „Die Rogane ist tüchtig. Sehr tüchtig. Eine ausgezeichnete Person.“ — „Und klug...“ — „Und Hüften hat sie. Unbeschreibliche Hüften...“

Sir Henry machte eine Bewegung. Es bedeutete, daß die Unterredung mit Gyp zu Ende sei. Der Generaldirektor stand auf. Straff, rechte sich. „Ende gut, alles gut. Wir werden den Vertrag bekommen. Wir müssen ihn bekommen. Es geht um die Oel-Quellen eines Gebietes, das unter englischer Oberhoheit steht. Es geht um die Oel-Versorgung Groß-Britanniens im Falle eines Krieges. Es geht um die geheiligten Güter der Nation.“ — „Ach, wo, Gyp“, Sir Henry winkte ab, „lassen Sie doch die großen Worte. Wir sind ja unter uns. Es geht — um den Profit!“

Die Prinzessin Rogane lag auf dem Divan ihres Zimmers im Ris-Hotel, das sie auf ein gefabeltes Telegramm von Mr. Archibald Douglas hin vor zwei Tagen bezogen hatte. Die Prinzessin war das Umherreisen von Land zu

Land, von Stadt zu Stadt, von einem mondänen Kurort in den anderen, von einem Hotel ins andere, ja sogar von Bett zu Bett, bereits gewöhnt. Man sah es ihr schon ein wenig an. Nicht des Abends, wenn Schminke, Kosain, flammende Brillanten und sanfter Perlenglanz, dazu des Abenteurers Lustgefühl, sie stets aufs neue verjüngten und schön werden ließen. Schön wie einst, als es all dieser Hilfsmittel noch nicht bedurft hatte.

Die Prinzessin Rogane träumte. Sie hatte, was selten geschah, ein wenig Zeit. Nicht zu rechtgemacht, war ihre Haut sehr blaß, leicht gelblich, unter den Augen gab es tiefe schwere Ringe. Nur der Körper war noch immer vollkommen. Schmal und langgestreckt, Hüften, jene Hüften, von denen der greise Delmagnat noch heute schwärmte, Schenkel, Beine untadelig. Das Fleisch frisch und fest. Wie bei der achtzehnjährigen Rogane. Wie alt war sie heute? Niemand wußte es. Kaum sie selbst.

In der Hand hielt die Prinzessin eine opiumgetränkte englische Zigarette. Seit sie in den Diensten der „Gruppe D“ stand, seit England ihre zweite Heimat geworden war — damals, als sie vor den Bolschewiken floh — seit jener Zeit raucht sie nichts anderes mehr als die kleinen, süßlich-schmedenden, mit Opium getränkten Zigaretten Albions. Man kommt dabei auf sanfte, zärtliche Gedanken. Man vergißt das Leben, das man zur Zeit führt. Da ist die weite russische Steppe. Da steht das Gutshaus inmitten dunkler Wälder. Rogane ist ein Kind. Ein hübsches, wildes, ungebändertes Mädchen, das den Vater begleitet auf Fuchsjagden und wilden Ritten. Dann Petersburg. Der erste Hofball. Handfuß bei der Zarin. Rogane tanzt mit einem jungen Offizier. Sie ist ein enfant terrible. „Fürst Njün, was haben Sie für schöne, dunkle Augen.“ Statt aller Antwort küßt er sie. Krieg. Njün schreibt. Wenn er zurückkommt, wird Hochzeit sein. Es ist niemals Hochzeit. Jemandem liegen die Leichenhegen Njüns, längst zu Staub geworden. Revolution? Ja, Revolution. Bei Nacht und Nebel flieht man. Nichts wird gerettet aus dem Chaos als das nackte Leben. Auf der Flucht stirbt die Mutter. Die fürstliche Mutter. Zwei Brüder werden von den Roten erschossen. Es ist niemand mehr übrig von der erlauchten Familie als Rogane. In Paris besucht man es mit Sprachunterricht. Ein kümmerliches Leben für eine schöne junge Frau. Dann Kellnerin, Variänzerin, in einem Cavendish auf dem Montmartre Begegnung mit Doug, Sir Henry Deterdings Manager auf dem Kontinent. Ein paar Nächte flüchtigen Rausches. Was für eine herrliche Geliebte ist diese Rogane. Wie erfahren sind ihre Hände. Der Mund, der noch viel mehr hält, als er verspricht. Solchen Mund, solche Hände — sie könnten der „Gruppe D“ die besten Dienste leisten. Erotik und Erdöl — so paradox es

Klingt — Archibald Douglas weiß dennoch, daß man das eine braucht, um damit das andere zu erhalten.

Nun geht es der Prinzessin Roxane nicht mehr schlecht. Sie braucht keinen Sprachunterricht mehr zu geben, keine Gäste zu animieren und zu bedienen. Sie braucht nur hier und da ein wenig listig zu sein, und wenn es sich nicht vermeiden läßt, mit diesem oder jenem zu schlafen. Im Bett sind die Männer nachgiebig. Auf den elfenbeinfarbenen Gliedern Roxanes vergessen sie alle Vorsicht, versuchen, der asiatischen Schönheit durch Wissen, Können und Erfolge zu imponieren. Brüsten sich gern mit den blutigen Geheimnissen vom Del. Die Prinzessin weiß, wie es zum Weltkrieg kam, zu dem wütenden Norden in Mexiko, zu den Kämpfen in der „Grünen Hölle“ am Gran Chaco. Alles nur des Oels, des „schwarzen Goldes“ wegen. Leidenschaft heuchelnd, hat sie Geständnisse geschloß aus dem Munde von Männern, die die Herren der Erde sind. Alle Vorsicht vergaßen sie, wenn Roxane lächelte. Wenn sie erlaubte, daß man sie nahm. Mächtig wurde durch sie die „Gruppe D“, die manchen Coup nach den Informationen Roxanes ausführte. Reich wurde auch die Prinzessin. Sie besaß jetzt ein Landhaus in Auenil, eine Villa in Nizza, ein Palais im Pariser Faubourg St. Germain. Eigentlich hätte sie sich bereits zur Ruhe setzen können. Aber das ging nicht so einfach. Man hatte nicht umsonst viele Jahre das Leben einer Abenteuerin großen Stils geführt. Nun sah es im Blut, Locke immer wieder. Bis zum letzten Atemzug. Bis — man verbraucht war. Endgültig verbraucht. Und keinen mehr entflammen konnte.

Das Telefon klingelte. Die Prinzessin fuhr erschreckt hoch. Griff zum Hörer. Es war Doug. Meldete, daß er soeben auf dem Flughafen von Le Bourget gelandet sei. Sie solle sich irgendwo mit ihm treffen. Nein, nicht im Klub. (Doug blieb gern im Dunkel.) „Wie war's mit dem „Petite Café“ hinter St. Lazare?“ — „Gut.“

Unauffällig gekleidet betrat die Prinzessin eine Stunde später das „Petite Café“, Stammlokal friedlich-harmloser Pariser Kleinbürger, die hier beim Apéritif aus Einzano und Kleingehackten Eiswürden ihre nachmittägliche Partie Billard spielten. Doug sah Roxane schon von weitem kommen. Kritisch musterte er sie. Die Gestalt — unverändert. Hineisend. Der Gang. Die schmalen, schwebenden Hüften. Aber das Gesicht. Nicht mehr lange, Roxane, nicht mehr lange.

Sie hörte ihm aufmerksam zu. Nicht. „Wie lange wirst du für die Geschichte brauchen? In ungefähr drei Tagen reisen die Dankes wieder ab. Der Hauptmanager von Gruppe A. ist diesmal Lesly Welcome. Er hat alle Verhandlungen mit den Arabern geführt. Er hat auch den Vertrag bei sich. Du mußt dich auf Welcome konzentrieren. Hörst du?“ Wieder nickte die Prinzessin. — „Heute ist Dienstag. Genügt Freitag abends?“ — „Ja. Ich wohne diesmal im Quartier Latin. Hotel „Square“. Schräg gegenüber von „Notre Dame“. Und merke es dir gut, nochmals. Das Aktienstück trägt das Zeichen: M. F. 305!“

Im Speisesaal des „Klub“ nahm Roxane am gleichen Abend abseits an einem kleinen Tisch Platz. In Haltung und Erscheinung die große Dame von Welt. Gekleidet dezent, stumpfe schwarze Seide, weich herabfließend bis zu den Füßen, eine Schur mattrosa Perlen — Geschenk des Nüstungsindustriellen Sir

Die Verbannten

W. D. Semin.

Man hebt sie durch die ganze Welt, und überall fliehet deutsches Geld, und überall sind Helfer. Man fällt über sie den Spruch: „Sie sind nur bezimierter Bruch, sind Renner ohne Zähler!“

Sie tauchen auf, bald hier, bald da, die Ferner nur, ist ihnen nah, ihr Heute ist — das Morgen. Sie fühlen sich so vogelfrei, als ob die Welt ein Käfig sei, in dem die Luft aus Sorgen.

Ihr Ziel ist fern. Sie selbst sind Ziel, sind in dem hochpolitischen Spiel die Stiche, die nicht zählen. Wer Freiheit sich zum Ziel gewählt, hat halt sein Leben heut' verfehlt, mag sich dem Tod vermählen.

Doch einmal, einmal kommt die Zeit, in der erblühen zur Wirklichkeit die Träume der Verbannten. Dann weiß die Welt nichts mehr von Not, nichts mehr von Kampf und „Seldentod“, nichts mehr von — Emigranten —.



Vasil Jaboroff und kostbare Erinnerung an eine schwache Stunde des Gewaltigen — um den noch immer untadeligen Hals. Das Haar trug die Prinzessin im griechischen Knoten — nie hatte sie sich entschließen können, diese Flut von der Farbe dunklen Kupfers abzuschneiden. An den langen schmalen Händen nur einen Ring: der Brillant, in Platin gefaßt, groß wie ein Taubenei.

Roxane ah wählerisch, nahm sie und da kleine Bissen Geflügels, trank roten Wein, am Glas nur nippend. Selten glitt ein kühler, flüchtiger Blick zu jenem Tisch, an dem die Vertreter der „Gruppe A.“ saßen: Lesly Welcome mit seinen beiden Sekretären. Er war ein Mann Anfang der Fünfziger, so schätzte die Prinzessin den Amerikaner. Groß, breitschultrig, das Haar interessant angegraut und eine Furchheit vordrängend, die nicht mehr ganz echt war. Roxane seufzte. Es würde kein besonderes Vergnügen werden. (Es war übrigens selten eins gewesen. Aufreibende Geschäfte verbrauchen die männliche Kraft.) Aber immer noch besser dieser Lesly Welcome als solch ein Bolschewik. Schaurig, Roxane schloß noch heute, von Entsetzen erfüllt, die Augen, wenn sie an jenen Sowjet-Kommissär dachte, der die Konzeptionen für Bakus Delquellen zu vergeben gehabt hatte. Gerade mit ihm zu schlafen, war ihr das Entsetzlichste gewesen. Und gerade bei ihm hatte es nichts, aber auch gar nichts gemüht. Wohl stammte der herrliche Jodelpelz im Kleiderschrank ihres Pariser Palais von ihm, doch die Konzeptionen hatte nicht Sir Deterding erhalten. Blamabel! Die Prinzessin prekte im Gedanken stets erbittert die Lippen zusammen.

Sie arbeitete nicht mit plumpen Kniffen, mit kleinen Mittelchen, armseligen Tricks. Sie hatte ihre eigene Methode. Wußte zu wirken, zum Erglücken zu bringen durch ein Lächeln, eine Bewegung des Arms, der Hüften. Wußte, daß ihr Gang berauschte, leichte Wiegung der Hand, die sich öffnete und wieder schloß, zufällig scheinbar und dennoch volle Absicht.

Spät in der Nacht war es. Noch immer sah Roxane mit Lesly Welcome in der Klub-Bar, plaudernd, scherzend und sehr behütam den Klirt ausspinnend bis zur letzten Konsequenz. Ja, sagte die Prinzessin leichthin, sie sei eine russische Emigrantin. Doch zum Glück habe sie ihr Vermögen gerettet. In Form von Juwelen. Der Erlös, in Wertpapieren angelegt, sei deshalb nicht aufgebraucht, sondern vermehrt worden. Andere hätten weniger Glück gehabt.

Ein argentinischer Tango erklang. Lesly Welcome tanzte mit Roxane. Sie war sehr schön. Aber auf ihrem Gesicht stand doch das abenteuerliche Leben. Welcome wünschte sie sich für eine Nacht. Für diese Nacht. Nicht länger. Nicht eine Stunde länger. Die Prinzessin begleitete den Amerikaner auf sein Zimmer, tat berückt, hingerissen und beobachtete doch nur, innerlich eiskalt, jede seiner Bewegungen, als er sich entleidete. Spähte dabei umher, mit routiniertem Blick Möbel, Gegenstände und Koffer des Zimmers überfliegend. Dann erfüllte sie ihre Pflicht gegen die „Gruppe D“.

Nest lagen sie beieinander, nackt, tranken vom Wein, der bereits ein wenig schal schmeckte. „Nicht noch“, sagte Lesly Welcome, weich gestimmt. Roxane nickte mit traurigen Augen. Dann bot sie dem Manne eine ihrer kleinen opiumgetränkten Zigaretten. Wer nicht an sie gewöhnt war, wurde danach schnell müde. Sälief fest und träumte schwer.

Roxane wartete, bis sie Welcomes Atemzüge tief, ruhig hörte. Ein kühler Schein der Morgendämmerung drang schon ins Zimmer. Sekunden lag die Prinzessin noch an der Seite des fremden, gleichgültigen Menschen. Niemals hatte sie an Ajins Seite gelegen. Wer war sein Mörder?

Nun war es verwunden. Sie kleidete sich an, durchsuchte das Zimmer, Schränke, Koffer, Schreibtischfächer. Im Schrank ein kleines Sandköffchen: glänzend schwarzes Lackleder. Doch vergeschlossen. Roxane hält es in der Hand, betrachtet es von allen Seiten. Da — am Griff, in lederner Umbüllung eine weiße Karte, winzig, unauffällig. Eine Karte, wie man sie auf Reisen benutzt, um Abender und Adresse darauf zu schreiben. Kein Name, kein Ziel. Nur: M. F. 305. Nichts als das. Es genügt.

Doug muß nicht bis zum Freitag warten. Noch im Morgenrotanen verläßt die Prinzessin Roxane das „Klub“ — der Portier wundert sich nicht, das verlernt man in seinem Beruf — läuft ein paar Straken kreuz und quer, winkt einem Taxi: „Notre Dame“. Doch sie geht nicht in die Kirche zur Frühmesse, diese vielgewandte Abenteuerin, sie überquert die Seine-Brücke, etne schmale, lichtlose Gasse. „Rue Square“. Und da ist auch das Hotel. Ein kleines Hotel. Für Studenten und Midinetten.

Sie ist sehr erschöpft. „Da“, sagt Roxane und holt aus der Amentasche des zweiten Capes das glänzend-schwarze Köffchen. Doug nimmt es schweigend. Schlösser, auch wenn sie noch so kunstvoll beschaffen sind, bilden kein unüberwindliches Hindernis. Auf so etwas vorbereitet sein, gehört zum Handwerk. Die Manipulation dauert nur wenige Minuten. Dann ist das Köffchen geöffnet. Da liegt ein Aktienstück, trägt die Aufschrift „M. F. 305.“ — Viktoria!

Zwei Minuten später sitzen sie sich gegenüber. Still und stumm. „Goddam“, sagt Mr. Archibald Douglas. Vor der Prinzessin geniert er sich nicht. Die Prinzessin ist bleich. Dies hier — nach dem Sowjetkommissär ihre größte Ent-

täufung. Noch einmal schlägt sie den Aktien-
deckel zurück. Er enthält nichts als eine nette
kleine Pariser Zeitschrift. Eine sehr zweideutige
kleine Zeitschrift. Mit Bildern von nackten
Mädchen, die zierliche Brüste in die Luft
strecken und zu allen ermutigen. Amerikaner
kaufen solche Zeitschriften sehr gern, wenn sie
in Paris sind.

„Entwisch“, sagte Doug endlich miß-
mutig. „Der Vertrag ist längst drüben. Nun
sind wir doch zu spät gekommen. Unser Alter

wird fluchen.“ „Ja“, antwortete die Prinzessin,
zog fröhlich ihre Schultern zusammen. Sie
plötzlich sehr alt aus, sehr müde. Der Spiegel
zeigte ihr ein erschreckend blaßes, übernächtig-
ges Gesicht. „Wird Zeit, daß ich mich aus dem
Geschäft zurückziehe. Hab' kein Glück mehr.“
Sie zwang sich zu einem Lächeln. Es fiel
melancholisch und armselig aus. „Gib mir eine
Zigarette, Doug. Ist ja nun doch alles egal.
Kann ich mich eine Stunde bei dir schlafen
legen?“ — „Bitte“, sagte Doug.

Der Hypnotiseur auf der Bühne — und daheim



Aus der Geschichte der Diktaturen

Wie Pisistrates, Lyfander und Sulla zur Macht kamen

Nicht wenige Staaten sind im letzten
Jahrzehnt in die Gewalt von Diktatoren ge-
fallen; nur dort, wo die politische Reife am
größten ist, gelang es bisher, die Demokratie
und damit die schwer errungene politische Frei-
heit, diese wichtigste Voraussetzung wirtschaft-
licher Befreiung, zu erhalten.

Den fortschrittlichen Menschen des 20.
Jahrhunderts mutet diese an vielen Stellen
rückläufige Bewegung überraschend an, die Vor-
stellung, daß Völker auf Freiheitsrechte ver-
sichten oder sie durch Leichtgläubigkeit einbüßen,
läßt sich schwer mit dem Gedanken vereinigen,
daß Generationen von Menschen nötig waren,
um diese Errungenschaften dem Absolutismus
auf Gott sich berufender Monarchen abzutropfen
— und nun sollen wenige Jahre an politischer
Freiheit vernichten, was ein Jahrhundert auf-
gebaut?

Doch wenn wir den Blick über die Zeiten-
wende der Französischen Revolution hinweg in
die unendliche Weite geschichtlichen Geschehens
schweifen lassen, finden wir zahlreiche Beispiele
für das Sterben von Demokratien und den
Triumph von Diktatoren, und wenn auch keine
dieser Demokratien auf so breiter Grundlage
ruhte, wie es in der Gegenwart notwendig ist,
um Demokratie zu sein, ist ein Studium der
Mittel, die zu ihrem Sturz angewandt wurden,
sehr aufschlußreich.

Das entwickelteste staatliche Leben aller
Zeiten hatten die antiken griechischen Stadt-
staaten, und so ist es kein Zufall, daß so viele
unserer politischen Sachausdrücke, wie Kri-
stokratie, Demokratie, Tyrannis, Monarchie usw.,
hier ihren Ursprung haben. Bei den griechi-
schen Schriftstellern, wie Herodot, Plutarch und
anderen, finden wir nun auch Darstellungen,
wie da und dort Demokraten überrumpelt und
von herrschsüchtigen Despoten bergewaltigt
wurden, und nimmt man zur Ergänzung noch
die römische Geschichtsschreibung zur Hand,
hat man eine fertige Gebrauchsanweisung zur
Bekämpfung der Demokratie, aber auch zu ihrer
— Rettung.

Da ist Solon, der größte Gesetzgeber des
griechischen Altertums, der Ruhm seiner Weis-
heit hat die Jahrtausende überdauert. Er wurde
von einem Pisistrates gestürzt! Als Pisi-
strates an die Macht gelangen wollte, verwun-
dete er sich und seine Maulesel und fuhr, wie
auf der Flucht vor seinen Feinden, auf den
Marktplatz von Athen, wo die Volksversam-
lungen stattzufinden pflegten. Dort hat er das
Volk um eine Wache, die ihn gegen ähnliche
Gewalttätigkeiten schützen könnte, denn er sei
nur wegen seines Eifers für das allgemeine
Wohl hinterlistig überfallen worden. Solon
warnte; er wies dem Heuchler nach, daß er sich
selbst verstimmt habe, um seine Mitbürger
zu betrügen, doch der Weise drang nicht durch,
das Volk gewährte dem Verführer, der sich zum

Führer aufwarf, eine unbefchränkte Zahl von
Keulenträgern als Leibwache, und mit dieser
Prätorianergarde stürzte Pisistrates die athe-
nische Demokratie, für deren Leichenstein Solon
die berühmten Verszeilen an die Adresse des
Volkes von Athen dichtete:

Auf die Zunge nur seht ihr und auf die
Worte des Schmeichlers,

Aber auf all sein Tun richtet die Augen
ihr nicht.

Jeder von euch geht einzeln einher auf den
Pfad des Fuchses,

Aber ihr alle vereint, seid doch ein törichtes
Volk!

Wenn ihr Sartes erduldet, ob eurer eigenen
Torheit,

O, so messt die Schuld zornigen Göttern
nicht bei!

Ihr selbst gabet die Macht, gabt selbst den
Tyrannen die Schutzwehr;

Schimpfliche Knechtschaft ward euch zum
Lohne dafür!

Die Versuche der Athener, die Tyrannis
zu stürzen, hatten lange keinen endgültigen Er-
folg. Pisistrates sicherte sich durch Konzentra-
tionslager, in der er, fern der Stadt, auf der
Insel Naxos, die Söhne der führenden Demo-
kraten verbannte, was ihm wirksamer schien,
als wenn er diese selbst in Haft genommen hätte.
Doch schließlich ging die Sonne der Demokratie
wieder über Athen auf, und einer Generation
der Knechtschaft voll Blut und Wunden folgte
durch 40 Jahre die höchste Herrlichkeit griechi-
scher Kultur mit Perikles an der Spitze . . .

Oder da war der spartanische Lyfander,
der sich nicht darauf beschränkte, in seiner Stadt
Gewaltherrscher zu sein, sondern mit großem
Erfolg den gesamten griechischen Kulturkreis
unter die Peitsche der Tyrannei zu bringen
suchte, bis er bei einem dieser Versuche von den
empörten Thebanern unter den Mauern ihrer
Stadt erschlagen wurde. Lyfander ging einen
anderen Weg als Pisistrates, um das Volk in
seine Gewalt zu bekommen; er biederte sich bei
mächtigen Aristokraten an, war so geschmeidig
wie ehrfurchtig, unterwarf sich ihrem drückenden
Stolz, war stets bereit, an ihren Unehrlichkeiten
und Verdrechen teilzunehmen, spiegelte ihnen
Macht durch Sturz der Demokratie vor und ge-
wann so in diesen Kreisen einen immer größe-
ren Anhang. Daß ihn das Volk für einen ab-
gemeinten Spitzbuben hielt, störte ihn auf diesem
Wege nicht. Er hielt, was heute sehr modern
ist, für recht, was ihm nützte. Er lag nach Ve-
darf — ein beliebtes Wort war ihm: Kinder
müsse man mit Würfeln, Männer aber mit
Eidschwüren betrügen — und wiegte die Führer
der Demokratie so lange in Sicherheit, bis er sie

— hinrichten lassen konnte. In Milet, wohin er
später seine spartanische Diktatur exportierte,
waren es achthundert an der Zahl. Allerdings
kamen auch die Aristokraten bei Lyfander nicht
ganz auf ihre Rechnung. Die Volksvertre-
tungen wurden zwar aufgelöst, doch bei der
Auswahl seiner Statthalter sah er nicht auf die
adelige Herkunft, sondern nur auf hündischen
Gehorsam, um sich vor Ueberraschungen zu
schützen. So sorgten denn überall Lyfanders
Kreaturen für seine Verherrlichung; es fanden
sich damals griechische Städte, die diesem
Abenteurer wie einem Gotte Hymnen sangen
und Opfer darbrachten.

Das treffendste und blutigste Beispiel dik-
tatorischer Schrankenlosigkeit und Willkür bietet
die römische Geschichte in Lucius Cornelius
Sulla, der den Volksmann Marius stürzte
und eines der furchtbarsten Gemegel anrichtete,
das je in einem Bürgerkriege ein Volk dezim-
ierte. Sullas Spezialität waren die Proskrip-
tionslisten. Er begnügte sich nicht mit irdischen
Konzentrationslagern, sondern glaubte sich erst
sicher, wenn er seine Gegner tot wußte. Den
Kreis seiner Gegner aber spannte er sehr weit.
Wer in der letzten Zeit für die Demokratie tä-
tig gewesen war, wurde als Feind des Vater-
landes für vogelfrei erklärt. Solche Vogelfrei-
e durfte jeder nicht nur straffrei töten, sondern
der Mörder erhielt auch noch für jede Bluttat
eine Belohnung von (in heutigem Gelde) etwa
160.000 Kronen. Wer einen Vogelfreien zu
schützen versuchte, wurde selbst vogelfrei, nicht
einmal die utler durfte ihren Sohn ver-
bergen! Das Vermögen der Geächteten und
ihrer Verwandten fiel dem Staate, Kinder
und Enkel von Vogelfreien wurden von jeder
politischen Tätigkeit ausgeschlossen. Das schred-
lichste an diesem Schreckensregiment war, daß
keiner wußte, wer eigentlich geächtet war, da
immer neue Listen herauskamen; trotzdem bald
4700 Namen auf ihnen standen, konnte sich
Sulla zu einer Schließung der Listen nicht ent-
schließen. Er meinte ähnlich, er wisse noch nicht,
wer am Leben bleiben würde. Selbstverständ-

Nach wurde das Grab des Marius, der einst Rom vor den Cimbern und Teutonen gerettet hatte, aufgerissen und die Asche des Volksmannes in alle Winde verstreut, wurden die Erinnerungsmäler des großen Demokraten gestürzt. Die Lanze des Söldners herrschte über dem in Angst schweigenden Lande, denn Sulla schickte sich auf die — Arme. Sie war eine Macht unbegrenzter gewesen! Und doch, zehn Jahre nach Sulla's Tode, den ein Blutturz dem Bericht der Nachfolger entzog, brach die ganze diktatorische Herrlichkeit zusammen, wie ein Wolkenkraber, der auf Sand gebaut worden ist . . .

Wissen Sie schon?

Daß in Siam Niesenwasserwanzen, etwa fünf Zentimeter lang, als Vederbissen gelten und auf dem Markte zu 40 Rappen das Stück verkauft werden?

Daß der Skandinavier „Dag eklar digt!“, der Chinese „Ho ngai ni!“, der Armenier „Ge firen es hegi!“, der Araber knus und bländig „Nehabeed!“, der Ägypter „N' adfeh!“, der Kärnte „Siffi ewejorum!“ und der Hindu „Main imsofo bijar Maru!“ sagt, wenn er seiner Erfahrenen seine Liebe erklärt?

Daß in der tschechischen Gemeinde Branoiv bei Pilzen ein fünf Meter hohes Denkmal „zur Erinnerung an die Weltkrise“ errichtet worden ist?

Daß es einem amerikanischen Farmer in Nevada gelungen ist, Kartoffeln zu züchten, die pro Stück ein Gewicht von 4 bis 5 Pfund aufweisen?

Daß die fünf kleinsten Länder Europas Biechtenstein, Monaco, Luxemburg, San Marino und Andorra sind, und daß keines dieser Länder mehr als 300.000 Einwohner, Andorra sogar nur 6000 Einwohner hat?

Daß ein brasilianischer Chemiker neuerdings ein Verfahren entdeckt hat, wonach man Benzolgas aus Kaffee herstellen kann?

Daß es zur Zeit in ganz Europa rund eine Million politischer Flüchtlinge gibt?

Heiteres

Mutter (die Treppe hinaufsteigend): „Be-
ste dich, Peter! Wir werden sonst zu spät
kommen. Hast du keine Schuhe schon an?“ —
Peter: „Ja, Mutti, alle bis auf einen.“

„So eine Motte führt doch ein jammer-
volles Leben!“ — „Wieso denn?“ — „Das ist
doch ganz klar — den ganzen Sommer ver-
beugt sie im Pelzmantel und den Winter im
Badeanzug.“

„Wenn ich mit meinen Freunden und Be-
kannten beisammen bin, dreht sich immer alles
um mich.“ — „Ja, du wirst wohl immer mehr
beliebt, als du vertragen kannst.“

Busse betrinkt sich. Im Zoo. Busse wankt
heln. Vor dem Krokodilbassin bleibt er er-
starrt stehen. Reißt sich die Augen. Starrt
das Krokodil an. „Jess!“ schreit er dann.
„Wie, wie kommst du in den Käfig?“

Chefrau: „In der Modenzeitung habe ich
einen Schnitt gefunden, der so ist, daß mich das
Kleid genau die Hälfte von dem kostet, was
wir veranschlagt hatten.“ — Gatte: „Um so
besser, dann sparen wir ja Geld dabei!“ —
Chefrau: „Ja, mein Schatz. Und darum habe ich
die Gelegenheit benützt, mir gleich zwei Klei-
der zu bestellen.“

In der Geographiestunde sagt ein Pro-
fessor: „Man konnte früher nicht durch den
Böhmerwald reisen, ohne mehrere Male über-
fallen und totgeschlagen zu werden.“

Richter: „Sie sind angeklagt, eine gol-
dene Uhr gestohlen zu haben.“ — Angeklagter:
„Ich bin unschuldig, Herr Rat, erstens habe ich
überhaupt nicht gestohlen, und zweitens war
die Uhr gar nicht aus Gold, sondern aus
Silber.“

„Was hast du denn bloß?“ — „Immer
diese schreckliche Berstreuung! Ich habe einen
anonymen Brief geschrieben, und erst jetzt fällt
mir ein, daß ich ihn unterzeichnet habe.“

Zoologie. Barbara sieht zum ersten Male
einen ganz jungen Langhaardadel, betrachtet
ihn fasziniert und fragt endlich: „Wird aus der
fomischen Raupe da später ein Schmetterling?“

Unter Zweif. „Wie kommt es nur, daß
Sie, obgleich Ihr Gatte so geizig ist, immer
Geld zur Verfügung haben?“ — „Ich sage
ihm manchmal, ich will zurück zu meiner Mut-
ter reisen, und dann gibt er mir jedesmal das
Fahrtgeld.“

Der Vater. „Wenn man bedenkt, daß mein
Sohn Reichsangler hätte werden können — es
ist doch eigentlich zu bedauern!“ — „Was kam
denn dazwischen?“ — „Er heiratete, und seine
Frau wollte nicht, daß er sich der Politik zu-
wandte.“

Trübe Aussicht. „Für Sie möchte ich ster-
ben, gnädige Frau!“ — „Das können Sie
haben — mein Mann kommt gleich nach
Haus!“

In der Mädchenschule. „Edith, was weißt
du vom Koffelchen?“ — „Nur Gutes.“

Zwingende Logik. „Welches ist nach Ihrer
Meinung die Hauptursache der vielen Eheschei-
dungen?“ — „Die vielen Heiraten!“

Im Warenhaus. Bommel, dessen Füße
etwas recht groß geraten sind, will sich ein
Paar Schuhe kaufen: „Nummer 52, bitte“,
flüstert er verschämt. — „Haben wir leider
nicht am Lager, aber vielleicht versucht es der
Herr mal in der Abteilung für Badelboote.“

Der Großstädter auf dem Lande. „Wie
als ist diese Kuh?“ — „Zwei Jahre!“ —
„Woran sehen Sie denn das?“ — „An den
Hörnern!“ — „Ach ja natürlich — zwei Hör-
ner!“

Gewissenhaft. Richter: „Für einen Mann
in Ihrer Stellung sind Sie ja außerordentlich
intelligent, Herr Beuge!“ — Zeuge: „Wenn ich
nicht unter Eid stände, würde ich Ihnen gern
das Kompliment zurückgeben, Herr Richter!“

Mit Ausnahmen. „Nun, gefällt dir denn
wirklich das Landleben so gut?“ — „Aber ja,
ausgezeichnet!“ — „Und was machst du an den
Abenden?“ — „Da fahre ich in die Stadt.“

Jeder Parteigenosse liest das Parteiblatt!

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22,
Post Modlan bei Teplitz-Schöbau.

SCHACHAUFGABE Nr. 248.
Von M. Riedl, Niemas.
(„Volk und Zeit“ 1936.)

Schwarz: Ke5, Sc7, g3, Ba5, d6, e2, f6, h4, h5. (9)



Weiße: Ke1, Dc8, Tc4, Lf7, Sc3, Ba4, h3. (7)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach
Erscheinen der Aufgabe an den Letter dieser
Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 245: Kh4—g3!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Ge-
nossen ein: Bouteil Wilhelm, Arnsdorf b. Tet-
schen; Dinnebler Emil, Tettschen; Schöffel An-
ton, Schöbritz; Hahl Erwin, Nesteritz; Tesaf
Franz, Suche; Tepper Franz, Karlsbad; Hyna
Franz und Hyna Josef, Hostomitz; Ulbert Ru-
dolf, Proseditz; Walter Ludwig u. Robek Franz,
Kwitkau; Trlitich Gustav, Wisterschan; Havel
Franz, Hertina.

PARTIE 86.

Königsläufergambit.

Die unsterbliche Partie.

Gespielt 1851 in London.

Weiße: Andersen. Schwarz: Kieseritzski.

1. e2—e4 e7—e5

2. f2—f4 e5×f4

3. Lf1—c4 Dd8—h4+

4. Ke1—f1 In diesem Gambit eine
typische Stellung. Weiß hat die Rochade einge-
büßt, aber auf f1 steht sein König sicher.

4. . . . b7—b5

Ein Gegengambit, um den Damenläufer mit
Tempogewinn auf das günstige Feld b7 zu brin-
gen.

5. Lc4×b5 Sg3—f6

Merkwürdig, zur Vorbereitung von Sf6 war b5
überflüssig.

6. Sg1—f3 Dh4—h6

Besser Dh5. Man beachte die Diagonale des
weißen Damenläufers.

7. d2—d3 Sf6—h5

Dadurch wird Dh6 verständlich. Jetzt droht
Sg3+ mit Qualitätsgewinn. Ein heutiger Meister
im Anfangsstadium der Partie würde mit solchen
minimalen Drohungen nicht operieren, aber sie
atmen den Geist der damaligen Zeit.

8. Sf3—h4 Dh6—g5

9. Sb4—f5 c7—c6

10. g2—g4! Sh5—f6

11. Th1—g1! Fast sämtliche schwar-
zen Figuren sind unentwickelt und die Dame in
Gefahr, da ist ein Figurenopfer leicht verständ-
lich.

11. . . . cf×b5

12. h3—h4 Dg5—g6

13. h4—h5 Dg6—g5

14. Dd1—f3 Sf6—g3

Jetzt ist nur noch die Dame im Spiel und
dabei arg im Gedränge.

15. Lc1×f4 Dg5—f6

16. Sb1—c3 Lf8—c5?

Ein Angriffszug auf Tg1, aber schlecht; denn
17. d4! nebst Sd5 wären sofort überwältigend ge-
wesen.

17. Sc3—d5? Df6×b2

18. Lf4—d6! Dd2×a1+

19. Kf1—e2 Lc5×g1?

Dies verliert, wie der prächtige Schluß zeigt.
Nach Dd2! hätte Weiß noch erhebliche Schwierig-
keiten überwinden müssen.

20. e4—e5! Feld g7 ist jetzt schwach,

20. . . . Sb8—a6

21. Sf5×g7+ Ke8—d8

22. Df3—f6+! Sg3×f5

23. Ld6—e7+ matt.

Heute ist die Partie veraltet, aber für die
damalige Zeit war sie eine echte Partie.